

Sinnlichkeit und Entsinnlichung des Tötens

Ein Beitrag zur Grausamkeit, „Humanität“ und Mysophobie im Wiener Fleischergewerbe im Fin de Siècle

Einführung: Ökonomisierung der Mensch-Nutztier-Beziehung im 19. Jahrhundert

Die Rationalisierung von Arbeitsprozessen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts veränderte die Exploitation tierischer Körper in einem bis dahin ungekannten Ausmaß. Neue Formen wirtschaftlicher Nutzbarmachung von Tieren umfassten neben einem arbeitsorganisatorischen Wandel ebenso die Aneignung eines neuen Wissens über den tierischen Körper wie neue berufsethische Positionierungen unter den Fleischhandwerkern. Die vielfältigen Veränderungen deuten nicht nur auf eine sich im Wandel begriffene Arbeitswelt; sie zeigen zugleich eine Verschiebung der soziokulturellen und emotionalen Parameter einer dynamischen Gesellschaft im Fin de Siècle an. Die Rationalisierung, Professionalisierung und Technisierung des fleischproduzierenden Gewerbes in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verengten den Blick auf wirtschaftlich genutzte Tiere als organische Ressourcen und ökonomische Werkstoffe. Im Zuge dieser Prozesse verwandelte ein auf Effizienz und Wertschöpfung orientiertes Produktionsregime Mensch-Nutztier-Beziehungen in ein radikal asymmetrisches ökonomisches Machtverhältnis.

Ebenso wie die zunehmende Ökonomisierung Tiere in eine Zielscheibe einer verdichteten Gewaltförmigkeit verwandelte,¹ verstetigte sich der Begriff des wirtschaftlich genutzten und insbesondere zur Schlachtbank geführten Tieres zur Metapher von Ausbeutung und Versachlichung von Arbeiterinnen und Arbeitern in strikt rationalisierten Arbeitsverhältnissen. So sprach Karl Marx von den „Schlachtopfer[n]“² kapitalistischer Produktionsweisen und verwies in seiner Abhandlung über die Genese der modernen Manufaktur auf die Verwendung des Schlachthaus-Begriffes als Synonym für gesundheitsschädliche Arbeitsbedingungen. Wie Tiere als Ressourcen in die Fänge eines rationalisierten Produktionsregimes gerieten, das organische Transformation und ökonomische Produktion untrennbar aneinanderkoppelte, befürchteten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr Gewerbetreibende den Anforderungen moderner Arbeitsverhältnisse nicht standhalten zu können. Wiener Fleischer, deren Vorstellung von einer Fließbandproduktion wie in den Chicagoer Union Stock Yards zum vermeintlich realen Albtraum zu werden drohte, ängstigten sich vor einer Dequalifizierung ihres handwerklichen Berufes und befürchteten, den Anforderungen moderner Arbeitsweisen und Zeiten nicht zu genügen.³

Organisatorische Veränderungen auf dem Sektor des Fleischergewerbes scheinen entsprechende Entwicklungen in anderen Branchen wie zum Beispiel in der Automobilindustrie vorwegzunehmen.⁴ Und überhaupt kann das Fleischergewerbe als ein Seismograph

gesellschaftlicher Stimmungslagen, Bedürfnishorizonte und Erwartungsformen der Wiener Stadtgesellschaft um 1900 herhalten. Diese paradigmatische Funktion des fleischproduzierenden Gewerbes zeigt sich vermutlich nirgends deutlicher als in den hitzigen Diskussionen über das Schächten, die insbesondere dessen Gegner mit Inbrunst, einer leidenschaftlichen Unnachgiebigkeit und argumentativen Radikalität geführt hatten. Ungeachtet dessen, dass das Schächten eine Tötungsform darstellte, die darauf zielte, das Leid des Tieres gering zu halten – der Schlachter musste erfahren und routiniert sein, das Messer rasiermesserscharf und das Durchtrennen der Blutgefäße, der Luft- und Speiseröhre mit einem einzigen Schnitt geschehen –, diskreditierten dessen Gegner dieses als die „grausamste“⁵ Schlachtmethode. Und sie diffamierten die Arbeit jüdischer Fleischer als „Verhöhnung der Humanität und des menschlichen Gefühles“⁶, wusste die *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung* im April 1897 zu berichten. Stattdessen propagierten Gegner des Schächten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ideal einer entsinnlichten Schlachtung, die sie als „human“ bezeichneten.⁷

Die sinnliche Dimension der fleischhandwerklichen Arbeit bildet den Ausgangspunkt dieses Beitrags. Am Beispiel des Wiener Fleischerhandwerks um 1900 wird eine sinnliche Perspektivierung einer Arbeitswelt als eine spezifische Form historisch-kulturwissenschaftlicher Analyse vorgestellt. Mit deren Hilfe wird der Wandel handwerklicher Arbeitsformen, des beruflichen Selbstverständnisses von Fleischern und damit zusammenhängend der Wandel des Mensch-Nutztier-Verhältnisses nachgezeichnet. Die Diskussionen über das Schächten werden als ein Spiegel gesellschaftlicher Befindlichkeiten und Stimmungslagen im *Fin de Siècle* untersucht.

Nach einer historischen Kontextualisierung, in der die Herausforderungen kommunaler Versorgungspolitik und die Entwicklung des Schlachthofbaus als eine der zentralen Reformprojekte der städtischen Verwaltung nachgezeichnet werden, zeigt der Beitrag, inwiefern fleischhandwerkliche Arbeit als sinnliche Tätigkeit gelesen werden kann. Ausgehend von einer solchen sinnlichen Dimensionierung rückt anschließend die zeitgenössische Kritik am Schächten in den Blick. Politiker, Vertreter städtischer und staatlicher Behörden und Veterinäre lehnten das Schächten als ein sinnliches und theatralisches Spektakel ab. Mitunter pathologisierten sie jüdische Fleischer und forderten, dass das Töten von Tieren ohne vorangegangene Betäubung einer technischen Nüchternheit weichen solle, die, so deren Argumentation, die Sinne neutralisiere. Das Motiv dieser sogenannten „humanen Tierschlachtung“, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer mehr Veterinäre, Kommunalbeamte und Fleischer propagierten, verweist auf einen Wandel der ethischen Dimension in der Tierschlachtung, der nicht vorrangig pathozentrisch motiviert war. Nicht das Leiden der zu schlachtenden Tiere galt es in erster Linie zu reduzieren, sondern gesundheitlichen Gefahren und moralischen Risiken zu begegnen, die erst im Rahmen mysophober Ängste verständlich werden.

Dass eine Angst vor Ansteckung auf einen Wandel medizinischer Wissenshorizonte und damit auch auf Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit verweist, die heutzutage entweder vergessen sind oder als antiquiert und „unmodern“ gelten, zeigt das skurril anmutende Beispiel der animalischen Bäder, die der Arzt Sigismund Eckstein im damaligen Schlachthaus in Gumpendorf im sechsten Wiener Gemeindebezirk errichtet hatte, um unterschiedlichste körperliche Gebrechen seiner Patientinnen und Patienten zu kurieren. Die Tierbäder Ecksteins weisen den Schlachthof nicht nur als einen Ort aus, an dem Tiere getötet wurden. An ihrem Aufstieg und jähen Fall wird zudem der Wandel medizinischer Blickhorizonte ebenso

anschaulich wie die Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit sowie die sich verändernden Vorstellungen vom Menschlichen und Animalischen.

Der Zusammenhang zwischen dem Wandel von Arbeitsethiken, Tötungspraktiken und medizinischen Perspektiven etablierte den Schlachthof zu einem Ort modernisierter Arbeitsweisen, der konstitutiv war für eine neue Form biopolitischer Regulierung, die Konzepte des Lebens und Tötens neu aushandelte. Das strukturelle Credo des Prinzips Schlachthof zielt(e) auf die Nutzbarmachung und Effizienzsteigerung dieser Nutzbarmachung, indem hier das „nackte Leben“⁸ vereinnahmt wurde. Die Reduktion auf die „vita nuda“ entzauberte Tiere und entsinnlichte das Töten. Gerade deshalb stieß das Schächten bei Kommunalbeamten und Veterinären in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend auf Kritik, weil dieses die Sinnlichkeit des Tötens nicht verleugnete und der Ideologie einer Modernisierung des Schlachtens zuwiderlief. Die zeitgenössische Kritik am Schächten zeigt nicht nur eine pathozentrische Argumentation an. Sie markiert zudem die emotionalen Koordinaten der Wiener Gesellschaft um die Jahrhundertwende. Ende des 19. Jahrhunderts bündeln Debatten um das Schächten, so die These, wie in einem Brennglas die Stimmung und den Gemütszustand des Fin de Siècle, das von einer lebensweltlichen und gesellschaftlichen Unsicherheit, Unruhe und Gereiztheit geprägt war.

Städtische Versorgung als urbane Herausforderung und der heraufbeschworene Niedergang des Handwerks

Diejenige Behörde, die Herausforderungen der Wiener Fleischversorgung zu bewältigen hatte wie kaum eine andere Institution, war das Wiener Marktamt. Zuständig für die Verwaltung der städtischen Märkte, die Lebensmittelversorgung und lebensmittelrechtliche Bestimmungen sahen sich die Behördenvertreter mit einem steigenden Fleischbedarf einer rasant wachsenden Wiener Bevölkerung, einer Teuerung der Fleischpreise sowie mit Aufgaben konfrontiert, die in den Bereich der sogenannten Stadthygiene fielen.

Neben dem wachsenden Fleischbedarf der Wiener Bevölkerung, der sich im 19. Jahrhundert versechsfachte,⁹ stellte die Verteuerung der Fleischpreise ein zentrales Problem dar, für das die kommunale Verwaltung im gesamten Untersuchungszeitraum keine angemessene Antwort finden konnte. Der Wiener Wirtschaftsautor Friedrich Kardosi, ein Kenner der damaligen Versorgungsverhältnisse, bezeichnete 1913 Wien als „die teuerste Stadt Europas und damit des Erdballes.“¹⁰ Wie übertrieben diese Einschätzung sein mag, ganz unrecht hatte Kardosi jedenfalls nicht. Denn zwischen 1850 und 1914 stiegen die Fleischpreise horrend an.¹¹ Die Gründe dafür waren vielfältig: steigende Viehpreise aufgrund hoher Viehzölle, Missernten, infolge derer sich die Futtermittel verteuerten, der Ausbruch von Krankheiten, die zu Einfuhrverboten von Tieren führten und Rivalitäten zwischen deutschen und österreichischen Viehhändlern, die um ungarische Rinder konkurrierten.¹²

Zu dem wachsenden Bedarf an Fleisch sowie den steigenden Vieh- und Fleischpreisen kam das Bestreben der kommunalen Verwaltung hinzu, gesundheitlich unbedenkliches Fleisch en masse zu produzieren. Eine stadthygienischen Anforderungen genügende Produktion stellt eine weitere zentrale Komponente kommunaler Versorgungspolitik in der zweiten Hälfte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts dar. Diese Politik der Assanierung¹³ umfasste vielfältige

Maßnahmen zum Ausbau und zur Modernisierung der technischen Infrastruktur, namentlich die Fleisch- und Wasserversorgung, Kanalisation, Abfallwirtschaft und Leichenbestattung. Im damaligen Narrativ der pathogenen Stadt sollten deren gesundheitsgefährdende Risikopotentiale auf dreierlei Weise beseitigt werden: durch den Bau von Schlachthäusern, verstärkte Kontrollen der Tierschlachtungen und eine Politik, die die Wienerinnen und Wiener als eigenverantwortliche Verbraucherinnen und Verbraucher adressierte.

Eine der ersten Maßnahmen der kommunalen Verwaltung auf dem Gebiet der Fleischversorgung war die Errichtung eines Schlachthofes in St. Marx im dritten Wiener Gemeindebezirk zwischen 1846 und 1848.¹⁴ Aufgrund der Revolutionsjahre wurde dieser Schlachthof jedoch erst 1851 in Betrieb genommen. In diesem Jahr verpflichtete das Handelsministerium jeden innerhalb des sogenannten Linienwalls¹⁵ ansässigen Fleischer, fortan im Schlachthof St. Marx oder in dem im selben Jahr eröffneten Schlachthof im Stadtteil Gumpendorf im sechsten Wiener Gemeindebezirk zu schlachten.¹⁶ Dieser sogenannte Schlachthauszwang, der zunächst nur das Großhornvieh betraf, war eine richtungsweisende Reform, mit der die Behörden nachhaltig in das Wiener Fleischergewerbe eingriffen und dessen Arbeitsorganisation grundlegend veränderten.

Neben dem St. Marxer und Gumpendorfer Schlachthof, der 1907 geschlossen wurde, existierten noch drei weitere Schlachthöfe in den Wiener Vororten Meidling (XII. Bezirk, 1888 erbaut), Hernals (XVII. Bezirk, 1887 erbaut) und Döbling (XIX. Bezirk, 1886 erbaut).¹⁷ St. Marx nahm jedoch die herausragende Stellung in der Fleischversorgung Wiens ein. Dieser Schlachthof war in Bezug auf seine Grundfläche mit Abstand der größte in Wien, nach dem Umbau des Areals zwischen 1879 und 1883 mit circa 314.000 Quadratmetern zudem der größte in Europa. Zwei Drittel aller in Wiener Schlachthäusern geschlachteten Tiere wurden in St. Marx getötet, beinahe der gesamte städtische Bedarf wurde vom angrenzenden Zentraltiermarkt gedeckt.¹⁸

Das kommunalpolitische Motiv, die Schlachtungen an der städtischen Peripherie zu bündeln, ging mit dem Bestreben einher, diese dadurch gezielter überwachen zu können. Verstärkte Kontrollen der Tierschlachtungen begleitete eine Professionalisierung der Vieh- und Fleischschau, die seit 1880 nur mehr approbierte Tierärzte vornehmen durften.¹⁹ In dieser Zeit verwandelte sich die Vieh- und Fleischschau zunehmend „aus einer empirischen Tätigkeit in angewandte Bakteriologie.“²⁰

Schließlich adressierten die Behörden die Wienerinnen und Wiener als politische Verbraucherinnen und Verbraucher. Für den Direktor des Wiener Marktamtes Karl Kainz war es ein Anliegen, vor allem den ärmeren Bevölkerungsschichten gesundheitlich unbedenkliches Fleisch in großer Menge zu einem niedrigen Preis anzubieten, weil er darin ein Mittel gegen soziale Unruhen sah. Die „Magenfrage“²¹, bemerkte Kainz, habe schließlich auch eine politische Dimension. Denn

„Hunger thut bekanntlich sehr wehe, und ein Hungernder ist in der Wahl der Mittel, um seinen Magen zu befriedigen, nichts weniger als bedächtig und rücksichtsvoll, sondern sucht endlich mit Gewalt das zu erreichen, was er auf gütlichem Wege nicht erlangen kann.“²²

Je mehr gesundheitlich unbedenkliches Fleisch zur Verfügung stünde, desto geringer sei das Risiko sozialer Unruhen. Für die Behörden waren zufriedene Verbraucherinnen und

Verbraucher gute Bürgerinnen und Bürger. Hygiene stellte für sie somit ein Mittel sozialer Befriedung dar.

Steigender Fleischkonsum, ein immer größerer Bedarf an Fleisch, gesundheitliche Herausforderungen der Fleischproduktion, eine Teuerung, die auch die Viehpreise betraf und den finanziellen Druck auf den einzelnen Fleischer erhöhte, verstärkten die Kritik an wirtschaftsliberalen Programmen und beflügelten die Sehnsucht nach einer ständischen Gewerbeordnung.²³ Diese Entwicklungen bildeten die versorgungsökonomischen und wirtschaftspolitischen Koordinaten, innerhalb derer sich das Gewerbe der Fleischhandwerker in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bewegte. Auch nach Einführung der Gewerbefreiheit strebten Gesellen immer mehr eine Anstellung in einem Meisterhaushalt gegenüber der finanziell weitaus riskanteren Selbständigkeit an. Nur wenigen Fleischern war es möglich, hohe Kredite zur Finanzierung ihres Geschäftsbetriebs aufzunehmen oder auf verwandtschaftliche Beziehungen zu Viehhändlern zurückzugreifen, die ihnen ebenso geschäftliche Sicherheit garantierten wie ihre Kontakte zur Wiener Kommunalpolitik. Trotz einer Modernisierung der Fleischversorgung bestanden im städtischen Fleisergewerbe auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitunter Arbeitsverhältnisse wie zu Zunftzeiten: Lehrlinge und Gesellen wohnten nicht selten beim Meister, der für ihre Verpflegung und Kleidung aufkam, und Meistersöhne konnten aufgrund ihrer familiären Herkunft ihrerseits leichter als andere Gesellen die Meisterprobe ablegen. Die Weltwirtschaftskrise der 1870er Jahre, die den Glauben an eine liberale Wirtschaftspolitik tief erschütterte, und eine konservative Wende im Parlament, die christsozialen Strömungen in der politischen Landschaft ebenso Auftrieb verschaffte wie der Handwerks- und Gewerbetagsbewegung, veränderten die politischen und gesellschaftlichen Stimmungslagen und Erwartungshorizonte, die nicht zuletzt in der berühmten Gewerbeordnungsnovelle von 1883 kulminierten, die die Gewerbefreiheit stark einschränkte und de facto auflöste.²⁴ Kurzum: Das Ende der Zunftzeit bedeutete nicht zwangsläufig das Ende zünftiger Zeiten, und das Spannungsverhältnis von „Tradition“ und „Moderne“ bildete eine historische Ungleichzeitigkeit, die für das Wiener Fleischerhandwerk in dieser Zeit charakteristisch war.

Infolge der Rationalisierung und Technisierung von Arbeitsprozessen durch den Einsatz von neuen Werkzeugen und Maschinen befürchteten Fleischer, dass ihre Arbeit vom spezifischen Know-how entkoppelt würde und sich das Handwerk in eine stupide Tätigkeit verwandelte, die jedermann ausüben könnte. Diese Veränderungen katalysierten unter den Fleischern eine Auffassung, wonach es mit ihnen als Handwerkern langsam aber stetig bergab gehe. Insbesondere um die Jahrhundertwende kultivierten sie ein Narrativ des Niederganges, das populär und zugleich en vogue wurde: Weil die Zeiten hart zu sein schienen, schickte es sich an, den Untergang handwerklicher Arbeitsformen und damit die eigene berufliche Situation mit einer nahezu fatalistischen Ausweglosigkeit und erzählerischen Vehemenz zu beklagen. Im Kontext eines hochdramatischen Narrativs bildete „das Tier“ eine zentrale narrative Figur und erzählerische Bezugs-, Referenz- und Orientierungsebene von Arbeits-erfahrungen. Dem Rind, das im rationalisierten Schlachtbetrieb geschlachtet wird, ergehe es nicht anders als dem kleinen Fleischhandwerker im Zuge arbeitsorganisatorischer und gewerblicher Modernisierungen, klagten immer wieder Vertreter der Genossenschaft der Wiener Fleischhauer. Sie argumentierten, dass es für sie kaum noch möglich sei, ihre volle Aufmerksamkeit und ihr berufliches Engagement ausschließlich der handwerklichen Arbeit, der Schlachtung und fachmännischen Zerteilung des Tieres und Zubereitung von Fleischwaren, zu widmen. Wie die Tiere, die sie schlachteten, seien auch sie Opfer einer neuen Zeit

und litten unter dem Joch rationalisierter, kontrollierter und ausschließlich an ökonomischen Gesichtspunkten ausgerichteter Arbeitsverhältnisse. Diese seien weder mit dem natürlichen „Freiheitsdrang“²⁵ und „geistige[n] Atavismus“²⁶ der Tiere noch mit dem beruflichen Ideal handwerklicher Arbeit vereinbar.

Fleischer und Schlachttiere hätten folglich eines gemeinsam: Beide seien die eigentlichen Verlierer der Moderne, lautete das Wehklagen. Und überhaupt habe die Moderne, dieser gesamtgesellschaftliche Prozess, der das Leben und den Alltag zunehmend institutionalisierte, bürokratisierte sowie auch verwissenschaftlichte, das Verhältnis zwischen Fleischern und den zur Schlachtbank geführten Tieren und damit zugleich die Vorstellungen der historischen Akteure vom Leben und Tod radikal verändert. Geschichte wurde im Wiener Fleischergewerbe der Jahrhundertwende immer mehr zu einer Verlusterzählung, in der der vermeintliche Niedergang handwerklicher Arbeitsformen und des Handwerks als einer Solidargemeinschaft schicksalhaft und alternativlos erschien. Ausweglosigkeit und die Imagination des Todes als Erlösung bildeten deren erzählerische Komponenten.²⁷

Die Sinnlichkeit fleischhandwerklicher Arbeit

Wiewohl Fleischer den vermeintlichen Niedergang der fleischhandwerklichen Arbeit beklagten, blieb sie im gesamten Untersuchungszeitraum eine Hand-Arbeit, die ein Zusammenspiel visueller, auditiver, olfaktorischer, gustatorischer und taktiler Wahrnehmung auszeichnete. Das Trennen des Fleisches vom Fett und von den Knochen, das Entfernen von Mägen oder Zerkleinern von Organen waren komplexe Vorgänge, die genaue anatomische Kenntnisse über den Tierkörper voraussetzten, Geschick und Routine verlangten und vom Fleischer erforderten, mit einer chirurgischen Vorsicht und Genauigkeit beim Arbeiten vorzugehen.²⁸ Mit diesem Wissen fleischhandwerklicher Arbeit untrennbar verbunden waren das Riechen, Hören und Betasten von Tieren. Ein Zusammenspiel der visuellen, olfaktorischen, taktilen Sinnesfertigkeiten war unter anderem wichtig, um die Fleischqualität bereits am lebenden Tier zu bestimmen. Ob ein Tier krank war, konnte ein geübter Fleischer oder Veterinär erkennen, indem er beobachtete, wie dieses sich bewegte, indem er auf dessen Herzschlag horchte oder den Atem des Tieres roch.

Ein Rind, bemerkte zum Beispiel der Lemberger Veterinär Anton Barański, sei krank, wenn „die Zahl der Pulsschläge und Athemzüge [...] bedeutend vermehrt [ist]. Die Percussion und Auskultation der Brustorgane“, fährt er fort, „kann [...] verschiedene Veränderungen nachweisen. Die Thiere husten. Ist der Husten schmerzhaft, so krümmen sie dabei den Rücken nach oben; der Hinterleib ist aufgetrieben oder eingefallen.“²⁹ Insbesondere das Befühlen des tierischen Körpers mit bestimmten Griffen garantierte Fleischern und Veterinären eine scheinbar sichere Diagnose über den gesundheitlichen Zustand des auf diese Weise untersuchten Tieres; und es war ihnen gar möglich, durch das Betasten dessen Fett- und Fleischanteil abzuschätzen.³⁰

Diese sinnlichen Kompetenzen waren unerlässliche Ingredienzen des fleischhandwerklichen Berufes, dem ein stillschweigendes Wissen, eine *working* bzw. *tacit knowledge*³¹ inhärent war. Ein Bewusstsein für die Besonderheit solcher Sinnesfertigkeiten als eines sinnlichen Könnens wurde für Fleischer vor allem in Zeiten einer immer umfassenderen Technisierung und Rationalisierung der Arbeit zu einer Quelle und Referenz handwerklichen Arbeitsstolzes.

Das sinnliche Erleben schuf zugleich das Risiko einer gesundheitlichen Gefahr. Austretende Körperflüssigkeiten, zähe, dickflüssige, übel riechende und kulturhistorisch bedingt als Ekel erregend empfundene Substanzen galten als Indizien für Krankheiten.³² Visuelle und olfaktorische Sinneseindrücke evozierten bei Fleischern und Veterinären eine Angst zu erkranken und sich anzustecken.

Abbildung 1: Tierarzt inspiziert Maul eines Rindes, Wien-St. Marx, undatiert



Quelle: Österreichische Nationalbibliothek, Bildarchiv, E6/850, VGA

[Abbildung siehe Druckfassung]

Entsinnlichung und „Humaniät“ des Tötens

Grausamkeit und die Sinnlichkeit des Schächtens

Dabei stellten Kontrollen und die Technisierung insbesondere der Tierschlachtungen mehr als nur Komponenten einer gesundheitlichen Prophylaxe dar, die das Versprechen einer hygienischen und ungefährlichen Fleischproduktion begleitete. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts strebten insbesondere Veterinäre und mit der Versorgung betraute Kommunalbeamte danach, das Schlachten zu „humanisieren“, indem die Tiere betäubt sowie schnell, überraschend und ohne Stress getötet würden. Die Befürworter einer Entsinnlichung und „Humanisierung“ des Tötens bedienten sich einer pathozentrischen Argumentation, demnach das Leid der zu schlachtenden Tiere geringer sei, wenn diese bei der Schlachtung betäubt und folglich nicht mehr bei Sinnen seien.³³ Die Technisierung des Schlachtens wurde

so zum Synonym für die Gewaltlosigkeit und Modernität des Tötens, wie sie die tiergerechte Schlachtung auch heute noch fordert und was im gegenwärtigen Ideal der Weideschlachtung beispielhaft kulminiert.³⁴ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fügte sich dieses Motiv des geringeren Leidens zudem in ein wirtschaftliches Effizienzdenken. Die Behörden behaupteten, dass die „humane Tierschlachtung“ einen versorgungsökonomischen Vorteil brächte, weil betäubte und regungslose Tiere sich leichter, zügiger und in größerer Stückzahl schlachten und verarbeiten ließen.³⁵

Das Bestreben, Tiere zu betäuben, sei es durch Schlachtmasken und Schussapparate, sei es durch einen Schlag mit dem Beil auf das Stirnbein oder durch die Ende des 19. Jahrhunderts noch unausgereiften Versuche mittels Strom oder Chemikalien,³⁶ verstärkte ein Unbehagen gegenüber dem Schächten. Von allen Schlachtmethoden sei das Schächten am grausamsten, urteilte die *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung*, ein zentrales Publikationsorgan für das Wiener Fleischerhandwerk:

„Es war grauenvoll, diese Prozedur mit anzusehen. Nicht nur, daß der ganze Vorgang grausen ist und das Tier gequält wird, auch das Werfen des Rindes ist sehr gefährvoll und verschiedene Unglücksfälle sind schon dadurch vorgekommen. Alle Anwesenden gaben ihrem Mißmute lauten Ausdruck. Die Fleischhauer, die zugegen, verlangten insgesamt die Abschaffung des Schächtens und meinten, wenn es auch aus ganz unbegreiflichen Gründen beibehalten werden müßte, so sei mindestens das Tier vorher zu betäuben.“³⁷

Abbildung 2a und 2b: Schlachtapparate



Quelle: Robert Baxter, *Instruments for Slaughtering Animals, Specifications of Patents*, Nr. 2914, 1874, Holborn 1875, hier aus: Ian MacLachlan, *Coup de Grâce. Humane Cattle Slaughter in Nineteenth Century Britain*, in: *Food & History* 3 (2006) H. 2, 145–171, hier 161

[Abbildung siehe Druckfassung]

Diese Kritik am Schächten war keineswegs genuin fleischhandwerklicher Provenienz. Vielmehr rekurrierten antisemitische Anfeindungen auf tradierte Narrative aus anderen Kontexten. Zum Beispiel wurde in der pietistisch geprägten Tierschutzbewegung das Schächten als ein archaisches Opferritual abgelehnt und in Bezugnahme auf die Schöpfungslehre eine Analogie zwischen menschlichem und tierischem Leiden als spiritualistisches Motiv eines religiösen Tierschutzgedankens formuliert.⁴⁰ Kurzum: Fleischer, Veterinäre, Behördenvertreter und Kommunalpolitiker schrieben um 1900 altbekannte Narrative fort. Darüber hinaus bündelt die Debatte um das Schächten die Spannungen, Widersprüche, Ambivalenzen und vermeintlichen Unvereinbarkeiten historisch gleichzeitiger Phänomene der Moderne: fortschreitende Technisierung und Rationalisierung von Arbeitsprozessen einerseits, die Sehnsucht nach ständischen Gewerbeverhältnissen, eine aufkeimende politische Liberalisierung und gleichzeitig politischer Antisemitismus und Geschichtsdarwinismus andererseits.⁴¹

Die Kritik am Schächten war stark von antisemitischen Vorwürfen und Stereotypen durchsetzt. Das vermeintlich Grausame „dieser inhumanen, abscheulichen Methode“³⁸, „welche [...] die Juden trotz Fortschritt und Humanität seit Jahrtausenden noch immer practiciren“³⁹, behauptete die *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung*, erklärten Kritiker kurzum zu einem anthropologischen Zug von Jüdinnen und Juden. Auch sei es schlichtweg unmodern, Tiere unbetäubt zu töten, bemerkten die Gegner des Schächten.



Quelle: Oscar Schwart, *Public Abattoirs and Cattle Markets*, London 1901, 136

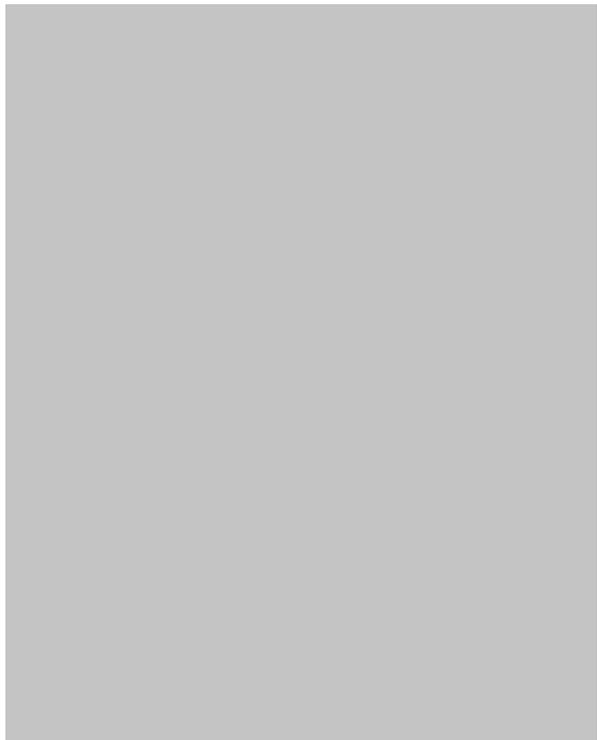
[Abbildung siehe Druckfassung]

Die soziale Ausdifferenzierung sinnlicher Kompetenz und die Angst vor Ansteckung

Für die Apologeten der humanen Tierschlachtung galt Ende des 19. Jahrhunderts das Schlachten nur dann als „human“, wenn das Tier keinen körperlichen Widerstand leistete und nicht mehr bei Sinnen war. Die Sinnlichkeit des sterbenden Tieres, das unkontrollierte Zucken seines Körpers, das Schreien sowie Wahrnehmen eines körperlichen Widerstandes, stand dem Ideal einer „humanen“, entsinnlichten Tötung entgegen.⁴² Die Kritik am Schächten war somit vorwiegend eine Kritik am sinnlich erlebbaren Töten, dem ein seit Immanuel Kant bekanntes Narrativ der Angst vor einer moralischen Verrohung Vorschub leistete und das mit mysophoben Befindlichkeiten untrennbar verbunden war. Kommunalbeamte, Veterinäre und Tierschützer befürchteten, dass allein der Anblick von Viehtreibern, die Rinder durch die Straßen prügeln, oder Kälber, auf Wagen gefesselt, durch die Stadt transportierten, demoralisierend wirken und zudem eine Gefahr für den sozialen Frieden in der Stadt darstellen könne.⁴³

Abbildung 3: Kälbertransport

[Abbildung siehe Druckfassung]



Quelle: Rudolf Spannagel, *Der Centralviehmarkt und das Schlachthaus in St. Marx*, in: *Wien-erstadt. Lebensbilder aus der Gegenwart*, Prag/Wien/Leipzig 1895, 62–66, hier 65

Die Sorge vor Ansteckung umfasste damit nicht nur eine Angst, sich mit Bakterien oder Viren zu infizieren. Ebenso wie der menschliche Körper sei auch die menschliche Moral durch krankmachende Ansteckung gefährdet.⁴⁴ Vor allem in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts waren derartige Ängste vor einer moralischen und sozialen Verrohung weit verbreitet. Erziehungsbücher adressierten zum Beispiel Eltern darauf zu achten, dass ihre

Kinder sich um Tiere kümmerten und diese nicht quälten. Diese Sorge war zudem ein gängiges literarisches Motiv. Das Grimmsche Märchen *Wie Kinder Schlachten mit einander gespielt haben*⁴⁵ sei hier stellvertretend für viele andere literarische Genres genannt, die dieses Motiv der Verrohung prosaisch verarbeiteten. Es handelt von einer Familie, die sich gegenseitig auslöscht, nachdem der Sohn einer Schlachtung beigewohnt und daraufhin seine Schwester mit einem Messer getötet hatte. Die Ablehnung des Schächtens und jeglicher Form einer sinnlichen Erfahrbarkeit der Schlachtung war vorwiegend eine Kritik bürgerlicher Provenienz. Nicht diejenigen, die Tiere schlachteten, seien von einer moralischen Verrohung bedroht. Gefährdet seien Bürgerinnen und Bürger, deren sinnliche Empfindsamkeit sie gegenüber der vermeintlichen Abgestumpftheit des Schlachters moralisch schutzbedürftig mache. In einem solchen bürgerlichen Narrativ waren Sinneskompetenzen sozial ausdifferenziert.

Sinnlichkeit und die Metaphysik des Tieres

Heilen oder Anstecken

Verweist die Kritik und mitunter Dämonisierung des Schächtens um die Jahrhundertwende auf die Angst vor einer moralischen Infektion, so war auch die Mysophobie ihrerseits ein Kind ihrer Zeit, die einen Wandel medizinischer Perspektiven markiert. Exemplarisch für diesen Paradigmenwechsel, ohne den ein soziokultureller Deutungsversuch für die Konjunktur der Ressentiments und der Abscheu gegenüber dem Schächten um 1900 nur lückenhaft bleibt, ist die *Heilanstalt für animalische Bäder*, die der Arzt Sigismund Eckstein im Schlachthaus Gumpendorf im Januar 1859 eröffnete.⁴⁶ Dabei handelte es sich um eine humanmedizinische Behandlungsmethode, bei der Patientinnen und Patienten einzelne Glieder oder ihren ganzen Körper in Wannen tauchten, die mit Blut, Eingeweiden und den Mageninhalten frisch geschlachteter Rinder gefüllt waren. Die Badestunden fanden von 11 bis 16 Uhr statt, denn in dieser Zeit wurden die meisten Tiere geschlachtet. Ecksteins Heilanstalt verfügte über 14 Badezimmer mit metallenen Wannen, die mit einem Holzdeckel bis zum Halse verschlossen werden konnten, und über zwei Gemeinschaftsräume für Männer und Frauen, in denen diese einzelne Körperteile behandeln ließen.⁴⁷

Der Wiener Arzt versprach mit seinen Tierbädern die unterschiedlichsten Krankheiten zu heilen, handelte es sich dabei um Erkrankungen der Atemwege, Beschwerden des Bewegungsapparates oder Hautirritationen. Selbst Knochenbrüche und Epilepsie sollten nach Ansicht Ecksteins schneller heilen, wenn die Betroffenen sich einer Tierbadbehandlung unterzögen. Er selbst versicherte auf diesem Weg über 300 Patientinnen und Patienten geheilt oder zumindest eine sichtliche Verbesserung ihrer Leiden erzielt zu haben.⁴⁸

Trotz ihres angeblichen Erfolges, den Eckstein und andere Zeitgenossen wie der Schlachthausbauexperte und Architekt Julius Hennicke den Tierbädern im Schlachthaus Gumpendorf bescheinigten, existierten sie nur wenige Jahre. 1866 urteilte Hennicke, die Tierbäder in Gumpendorf befänden sich „seit einiger Zeit im Rückgange und [...] jetzt in ziemlich vernachlässigtem Zustande.“⁴⁹ Grund für diesen Niedergang war ein medizinischer Paradigmenwechsel von der Humoral- zur Zellulärpathologie als der dominanten Perspektive auf die Ursache und Entstehung von Krankheiten. Eckstein war der Ansicht, dass Krankheiten die Folge eines Ungleichgewichts körpereigener Säfte seien. Damit argumentierte er in Tradition

von Hippokrates und Galenos, wonach das homöostatische Verhältnis von Körpersäften aus dem Gleichgewicht geraten sei. Krankheitslindernd an den Tierbädern sei, dass „animalische Factoren“⁵⁰, die Eckstein nicht näher bestimmte, und elektrische Ströme, die der Verdauungsprozess in den Rindermägen freisetzte, dieses Gleichgewicht wiederum förderten. An die Stelle einer solchen humoralpathologischen Auffassung trat ab den 1850/60er Jahren die Vorstellung, dass zelluläre Veränderungen oder organische Transformationen krankheitsverursachend seien. Diese Perspektive, wie sie vor allem Robert Remak und Rudolf Virchow formuliert hatten, entwickelte sich zusammen mit der Mikrobiologie zur dominierenden medizinischen Lehrmeinung. Demnach seien mögliche Heilresultate von Tierbädern lediglich auf Wärme und Feuchtigkeit zurückzuführen. Die These von der Übertragung einer animalischen Lebensenergie auf den menschlichen Körper erklärte die medizinische Fachliteratur alsbald zum präwissenschaftlichen Aberglauben.

Die Entzauberung der Tiere

Der Wandel medizinischer Blickhorizonte, der Aufschwung der Mikrobiologie und nicht zuletzt die Entdeckung der Trichinellose in den frühen 1860er Jahren gingen mit einer veränderten Perspektive auf Tiere einher, deren Körper sich in eine von Myriaden von unsichtbaren Mikroorganismen bevölkerte Gefahrenlandschaft verwandelte. Fleischer richteten ihren Blick verstärkt auf die unsichtbaren Gefahren und schenkten neuen Risiken zu erkranken ihre Aufmerksamkeit. Sie befürchteten zum Beispiel sich mit Milzbrand- oder Tuberkuloseerregern zu infizieren. Die Vorstellung, dass Bakterien „mikroskopische Thierlein“⁵¹ seien, die im menschlichen Körper nisteten und sich auf einen anderen Organismus über die Atemwege oder durch Blut übertragen, zeigt die Angst vor dem Eindringen fremder Stoffe in den eigenen Körper und der unkontrollierbaren und scheinbar grenzenlosen Wirkmächtigkeit von Mikroorganismen an.

Im Zuge des medizinischen Paradigmenwechsels verengte sich der Blick auf Tiere als organische Ressourcen für die städtische Versorgungsökonomie. Die Moderne führte damit letztendlich zu ihrer Versachlichung und Entzauberung. Der Blick auf Tiere als Rohstoffe für menschliche Bedarfe und Bedürfnisse beraubte sie ihrer transzendentalen und metaphysischen Verankerung. Menschen „verdiesseitigten“⁵² Tiere und legten ihre Funktion eindeutig auf diejenige von organischen Roh- und Werkstoffen fest. In einer solchen Reduktion möglicher Pluralitäten der Existenz lag schließlich auch der zentrale Grund für die Aufgabe der animalischen Bäder in den 1860er Jahren.

Die Angst vor Tieren aufgrund der möglichen Übertragung von Krankheitserregern und die perspektivische und praktische Reduzierung von Tieren auf einen ökonomischen Ressourcenwert sind zwei miteinander verflochtene Veränderungen, die der Schlachthof katalysierte. Wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Vorstellungen vom Tier und vom Menschen voneinander abhängen, dann stellt sich die Frage, inwieweit sich in dem hier präsentierten Fall das Bild vom Menschen und vom Menschlichen veränderte.

Resümee: Das Prinzip Schlachthof und die Entdeckung des Mensch-Seins

Haben die Forderung, das Tierschlachten zu „humanisieren“, und eine wachsende Kritik am Schächten mit dem medizinischen Paradigmenwechsel in den 1860er Jahren auf den ersten Blick nur wenig gemeinsam, eröffnet eine sinnliche Dimensionierung einen neuen perspektivischen Zugang zu scheinbar zusammenhangslosen Phänomenen. Die Sinnlichkeit des Schächteus lief dem Ideal einer entsinnlichten Schlachtung zuwider, deren Befürworter sie zum Inbegriff einer Modernisierung des Tötens erhoben hatten. Auch die Zellulärpathologie und Mikrobiologie entsinnlichten den Blick auf und die Wahrnehmung von Tieren, indem die neue medizinische Perspektive den tierischen Körper entzauberte, einer metaphysischen Wirkmächtigkeit beraubte und in einen ausschließlich ökonomischen Rohstoff verwandelte. Die Entsinnlichung des Schlachtens und die Entsinnlichung des medizinischen Blickes galten als Ausweis einer Modernisierung im Umgang mit Nutztieren. Die Sinnlichkeit des Schächteus stand dazu im Widerspruch und galt für viele Schlachthausreformer schlichtweg als unmodern, archaisch und grausam. Der Schlachthof verdichtete und katalysierte dieses Prinzip der Entsinnlichung, indem die Rationalisierung und die Technisierung von Arbeitsprozessen eine sinnliche Erfahrbarkeit des Tötens verdrängten und dadurch zugleich eine neue Grenze zwischen Mensch und Tier zogen.

Angesichts der Entzauberung von Nutztieren entdeckte der Mensch die Fragilität und Zerbrechlichkeit seiner Humanität neu: einerseits aufgrund der Angst vor den unsichtbaren Erregern, jenen „mikroskopischen Thierlein“, andererseits aufgrund der Furcht vor einer moralischen Verrohung. Die Verquickung von gesundheitlichen und moralischen Risiken war ein zentraler Grund für das Bestreben, Nutztiere im städtischen Alltag unsichtbar zu machen, indem man sie aus dem öffentlichen Raum verdrängte und in Schlachthäusern an der städtischen Peripherie konzentrierte; und die Angst vor Ansteckung war das Motiv, das sich hinter der zeitgenössischen Forderung verbirgt, das Schlachten zu „humanisieren“. Gerade diese Forderung, Tiere „human“ zu schlachten, zeigt, wie fragil das Humane seinerzeit eigentlich war. Gesundheitliche Gefahren (in der Vorstellung winziger Tiere) drangen nunmehr von außen ins Innere des Menschen, und dieses Animalische wurde aus dem Inneren nach außen verdrängt. Dieser Ausschluss des Animalischen aus dem Mensch-Sein verdichtete sich im Schlachthof, der erstens einen Raum schuf, an dem sich die Metaphysik der Tiere auflöste und diese auf ihr „nacktes Leben“ reduziert und vereinnahmt wurden; ein Leben, das keines mehr war, weil hier ein Objekt produziert wurde, das seiner tierischen Existenz und Identität beraubt war,⁵³ ein „geschichtsloses Material“⁵⁴ und kulturelles Artefakt. Im Schlachthof verdichtete sich zweitens der Wandel des medizinischen Blickes und verunsicherte das körperliche und damit gesundheitliche Selbstfinden. Schließlich verhärtete der Schlachthof drittens die Vorstellung des Humanen, das nun – im Unterschied zu Nutztieren – ganz eng an den Begriff des Lebendigen gekoppelt war.

Als sich das Fleischerhandwerk Anfang des 20. Jahrhunderts für Frauen öffnete – auch wenn es zweifelsohne in höchstem Maße konservativ und männlich-hegemonial blieb – und Frauen zudem in Fleischerzeitungen erstmals als Handwerkerinnen sichtbar wurden, verschwanden aus denselben Zeitungen allmählich anekdotenhafte Erzählungen über Rinder, die nachts aus dem Stall ausbrachen und auf Passanten Jagd machten, arithmetische Aufga-

ben lösten oder sich aus Langeweile betranken. Die Eliminierung tierlicher Handlungssträger in den fleischhandwerklichen Narrativen ist ein weiteres Beispiel für die radikale Ausgrenzung des Tieres aus den Lebensbereichen, die der Mensch als menschlich wahrnahm. Nutztiere im Schlachthof stellen somit Verlierer der Moderne dar, denn das, was ihnen abhandenkam, war ein anthropologisches Potential (im Sinne von Menschen zugeschriebenen Qualitäten wie Denken, Fühlen, Handeln, die zugleich die Logik des Menschseins ausmachen), und das, was ihnen blieb, war das Ausgeliefertsein an eine ökonomische, „humane“, vernünftige und letztlich spezialistische⁵⁵ Gewalt.

Der Schlachthof ist eine Metapher für gesellschaftlichen Wandel, der die paradigmatische Grenze zwischen Mensch und Tier neu zog und der in unterschiedlichen Ausdrucksformen sichtbar wird: in ethischen Positionierungen, die auf gesellschaftliche Ängste verweisen, in einem Wandel medizinischer Blickhorizonte, die Perspektiven auf Gesundheit und Krankheit reformierten, oder in zunehmend technisierten Arbeitsprozessen, die die sinnliche Dimension fleischhandwerklicher Arbeit veränderten und Sinnlichkeit zu einem Spiegel gesellschaftlicher Gefühlslagen und Befindlichkeiten machten. Alle diese Entwicklungen zwangen den einzelnen Fleischer sich innerhalb seines handwerklichen Berufes neu zu verorten. So wird der Schlachthof zum Prinzip einer gesellschaftlichen Selbstpositionierung.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Lukasz Nieradzik, Körperregime Schlachthof – Tierschlachtung und Tierbäder im Wien des 19. Jahrhunderts, in: *Body Politics. Zeitschrift für Körpergeschichte* 2 (2014) H. 4, 301–327, hier 318–324, http://bodypolitics.de/de/wp-content/uploads/2015/09/Heft_4_04_Nieradzik_Schlachthof_End.pdf (25. 10. 2015). Der Historiker Marcus Gräser spricht von einer „Verdichtung von Gewaltförmigkeit, die in den Schlachthöfen geradezu ‚sinnlich‘ zu erleben war“. Marcus Gräser, Chicagos „Eingeweide“. Schlachthöfe als Image, in: Wiebke Porombka/Heinz Reif/Erhard Schütz (Hg.), *Versorgung und Entsorgung der Moderne. Logistik und Infrastrukturen der 1920er und 1930er Jahre*, Frankfurt am Main 2011, 105–122, hier 113.
- 2 Vgl. Karl Marx, *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*, Bd. 1: *Der Produktionsprozeß des Kapitals*, 5. Aufl., Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1973, 418.
- 3 Vgl. zum Beispiel: Das letzte Kapitel, in: *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung* vom 16. 2. 1904, 3; *Der kleine Mann*, in: *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung* vom 19. 1. 1904, 1–2.
- 4 Der Einführung der Fließbandproduktion im Detroitter Ford River Rouge Complex ging die Etablierung einer Arbeitsteilung der tierschlachtenden und fleischverarbeitenden Produktion in den Chicagoer Union Stock Yards voran. Aus der „disassembly line“ in Chicago wurde die „assembly line“ in Detroit. Vgl. William Cronon, *Nature's Metropolis. Chicago and the Great West*, New York/London 1992, 211; Gräser, Chicagos „Eingeweide“, 113.
- 5 Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), *Schlachtungsmethoden* (Mappe 8), Ueber die verschiedenen Methoden der Rinderschlachtungen, ca. 1895, 1.
- 6 Zum Capitel „Schächten“, in: *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung* vom 9. 4. 1897, 2.
- 7 Vgl. Zur Generalversammlung, in: *Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung* vom 15. 3. 1904, 1; Die Bouterole, in: *Allgemeine Fleischer-Zeitung* vom 7. 3. 1875, 1; Ian MacLachlan, *Coup de Grâce. Humane Cattle Slaughter in Nineteenth Century Britain*, in: *Food & History* 3 (2006) H. 2, 145–171, hier 149.
- 8 Zum Begriff des „nackten Lebens“ bzw. der „vita nuda“ vgl. Giorgio Agamben, *Homo sacer. Die Souveränität der Macht und das nackte Leben*, Frankfurt am Main 2002, 11–22.
- 9 Die Wiener Bevölkerungszahl stieg im 19. und frühen 20. Jahrhundert rasant an. 1910 war die Reichshaupt- und Residenzstadt mit circa zwei Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern die viertgrößte Metropole der Welt. In diesem Zeitraum vergrößerte sich der Fleischverbrauch der Wienerinnen und Wiener enorm. Um 1800 waren es insgesamt circa 20 Millionen Kilogramm Fleisch (vorwiegend Rind- und Schweinefleisch), die

- jährlich verspeist wurden, 1850 etwa 30 Millionen und bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 175 Millionen. Berechnungen auf Grundlage von: Österreichisches Statistisches Zentralamt, Geschichte und Ergebnisse der zentralen amtlichen Statistik in Österreich 1829–1979, Tabellenanhang (Beiträge zur österreichischen Statistik, H. 550a), Wien 1979, 130, Tabelle A 9.4; Roman Sandgruber, Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur im Österreich des 18. und 19. Jahrhunderts, Wien 1982, 210; Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 32 (1914), 44–45 und 591.
- 10 Friedrich Kardosi, Wirtschaftspolitische Kritik der Wiener Fleisch-Versorgung, Diss., Zürich 1913, 75.
 - 11 Ein Kilogramm Rindfleisch zum Beispiel verteuerte sich in diesem Zeitraum von 74 Heller auf über 2 Kronen, der Preis für ein Kilogramm Schweinefleisch stieg von 1 auf 1,97 Kronen, und ein Kilogramm Kalbfleisch kostete 1850 0,74 Kronen und 1914 bereits 2,1 Kronen. Vgl. Österreichisches Statistisches Zentralamt, Geschichte und Ergebnisse, 134–137, Tabelle A. 9. 10. Die steigenden Preise trafen insbesondere Arbeiterinnen und Arbeiter, weil sie den größten Teil ihres Einkommens für Lebensmittel aufwendeten. Vgl. Ludwig Messing, Die Wiener Fleischfrage mit Ausblicken auf Production, Gewerbe und Consumverhältnisse, Wien 1899, 49. Beispielsweise gab ein lediger Arbeiter 1869 durchschnittlich zwischen 218 und 292 Gulden für Nahrungsmittel aus und damit circa 57 Prozent seiner Gesamtausgaben (in Höhe von 365 bis 514 Gulden). Vgl. Österreichisches Statistisches Zentralamt, Geschichte und Ergebnisse, 131, Tabelle A 9.5.
 - 12 Vgl. C. Horáček u. a., Die Gemeindebetriebe in Österreich, Bd. 3, Teil 1, Leipzig 1909, 44; Kardosi, Wirtschaftspolitische Kritik, 18 und 110–111; Eugen Schwiedland, Vorbericht über die Frage der Einführung der Großschlächtereien in Oesterreich. Im Auftrage des Kammer-Präsidiiums. Handels- und Gewerbekammer in Wien, Wien 1896, 17.
 - 13 Vgl. Attilio Rella, Die Assanierung der Städte in Oesterreich-Ungarn 1848–1898, in: Zeitschrift des Oesterreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines 51 (1899) H. 17, 273–282.
 - 14 Vgl. Manfred Wehdorn/Ute Georgeacopol-Winischhofer, Baudenkmäler der Technik und Industrie in Österreich. Bd. 1: Wien, Niederösterreich, Burgenland, Wien/Köln/Graz 1984, 94.
 - 15 Der Linienwall war eine Befestigungsanlage, die die Wiener Vorstädte (heute Bezirke II–IX) von den erst Anfang der 1890er Jahre eingemeindeten Vororten trennte und zugleich als Steuerlinie fungierte. Vgl. Friedrich Hauer, Die Verzehrssteuer 1829–1913 als Grundlage einer umwelthistorischen Untersuchung des Metabolismus der Stadt Wien, Wien 2010, 6–59.
 - 16 Vgl. Verordnung des Handelsministeriums vom 25. Juni 1850, womit in Folge Allerhöchster Entschließung Seiner Majestät vom 22. Juni ein provisorisches Gesetz über die Regelung des Fleischergewerbes in Wien und die Errichtung einer Fleischcasse, und für die letztere ein Reglement erlassen, und von der Staatsverwaltung der Commune Wien ein Darlehen von 250.000 Gulden zur ersten Dotirung dieser Fleischcasse zugesichert wird, in: Allgemeines Reichs-Gesetz- und Regierungsblatt für das Kaiserthum Oesterreich (RGL.), LXXXI. Stück, ausgegeben und versendet am 28. Juni 1850, Nr. 248, I. 2 und 6, 1025.
 - 17 Vgl. Leopold Dadletz/Heinrich Schedl, Das Fleischhauergewerbe und die Genossenschaft nach Einführung der Gewerbeordnung, in: Festschrift der Wiener Fleischhauergenossenschaft zur Dreihundertjahrfeier der kaiserlichen Wiederbestätigung der alten Wiener Fleischhauer-Privilegien, Wien 1912, 87–124, hier 104; Horáček u. a., Die Gemeindebetriebe, 32.
 - 18 Vgl. Kardosi, Wirtschaftspolitische Kritik, 32.
 - 19 Vgl. Gesetz vom 29. Februar 1880, betreffend die Abwehr und Tilgung ansteckender Thierkrankheiten. III. Abschnitt. Maßregeln zur Verhinderung der Weiterverbreitung und zur Tilgung ansteckender Thierkrankheiten im Geltungsgebiete dieses Gesetzes, § 12, in: RGL., XIV. Stück, ausgegeben und versendet am 14. April 1880, 35, 65–81, hier 68.
 - 20 Karl Friedrich Wernet, Wettbewerbs- und Absatzverhältnisse des Handwerks in historischer Sicht. Nahrung, Getränke, Genußmittel, 4. Kap.: Fleischer/Metzger/Schlachter, Berlin 1967, 159–230, hier 213. Im Zusammenhang mit diesem Professionalisierungsprozess wirkte die Entdeckung der Trichinellose wie ein Katalysator veterinärmedizinischer Deutungshoheit und ihrer Relevanz für die Fleischproduktion. Diese Infektionskrankheit, die durch den Verzehr von Schweinefleisch verursacht wurde, das mit Trichinen, fadenartigen Würmern, befallen war, konnte zu akuten Durchfallerkrankungen führen. Kein Geringerer als Rudolf Virchow schlug daher eine Trichinenschau in Schlachthöfen vor. Vgl. Dorothee Brantz, Animal Bodies, Human Health, and the Reform of Slaughterhouses in Nineteenth-Century Berlin, in: Paula Young Lee (Hg.), Meat, Modernity, and the Rise of the Slaughterhouse, Hanover/London 2008, 71–86, hier 74–75.
 - 21 Karl Kainz, Die Fleischversorgung großer Städte, insbesondere der Stadt Wien, in: Monatsschrift für Christliche Social-Reform, Gesellschafts-Wissenschaft, volkswirtschaftliche und verwandte Fragen XI. (1889), 97–104, 120–136 und 188–202, hier 99.

- 22 Ebd.
- 23 Vgl. Günter Feltl, 150 Jahre österreichische Gewerbepolitik unter dem Aspekt der Zugangsvoraussetzungen zur Gewerbeausübung, Diplomarbeit, Universität Wien 2011, 93–94 und 334–335, http://othes.univie.ac.at/14296/1/2011-04-02_6000041.pdf (25. 10. 2015).
- 24 Vgl. Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien/München 1985, 403.
- 25 Verwilderte Rinder, in: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung vom 13. 5. 1898, 5.
- 26 Ebd.
- 27 Vgl. zum Beispiel: Kontraste, in: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung vom 22. 1. 1904, 1–2.
- 28 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), Schlachtungs-vorschriften (Mappe 9), M. a. Z. 2060 ex 1903, 18. 7. 1903.
- 29 Anton Barański, Anleitung zur Vieh- und Fleischschau für Stadt- und Bezirksärzte, Thierärzte, Sanitätsbeamte, sowie besonders zum Gebrauche für Physikats-Candidaten mit gleichmässiger Berücksichtigung der deutschen und österreichischen Gesetzgebung, 4. Aufl., Wien/Leipzig 1897, 83.
- 30 Vgl. ebd., 39–40; Friedrich Kardosi, Verkehrswirtschaftliche Wechselwirkungen im Wiener Fleischergewerbe, Wien 1913, 16, Fußnote 2.
- 31 Michael Polanyi, The tacit dimension, Garden City, NY 1966, Kap. 1.
- 32 Vgl. Barański, Anleitung zur Vieh- und Fleischschau, 78–83.
- 33 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 54, St. (3. Teil), T Sch. 54, Tierquälerei (Mappe 3), Zurschrift des Wiener Thierschutzvereines mit Abstellung der unzureichenden Thierquälereien, welche beim Ausladen der Kälber am Westbahnhof vorkommen, 14. 1. 1897, 1, unpag.
- 34 Im gegenwärtigen Ideal einer Tierschlachtung, die tierschutzrechtlichen Anforderungen entspricht und dem Versprechen einer Animal Welfare gerecht zu werden versucht, wird dem entsinnlichten Töten mit Misstrauen begegnet. Nicht mehr ausschließlich das Fehlen einer vom Menschen wahrnehmbaren Sinnlichkeit dient als Ausweis für tiergerechtes Schlachten. Die Messbarkeit von Stress zielt auf mikrobiologische Erhebung, Quantifizierung und Qualifizierung von Hormonen, die ein Tier während der Schlachtung ausschüttet und was sich einer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung entzieht. Diesen Hinweis verdanke ich Herwig Grimm.
- 35 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 51, S (3. Teil), Sch (1. Teil), Schlachtungsmethoden (Mappe 8), Ueber die verschiedenen Methoden der Rinderschlachtungen, ca. 1895, 1.
- 36 Ebd., 1–2.
- 37 Vorführung der sämtlichen Schlachtapparate und Erklärung der Fleischsorten, in: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung vom 12. 1. 1904, 3. Vgl. Die Einführung des Schächtverbotes, in: Wiener Fleischerhauer- und Fleischselcher-Zeitung vom 23. 3. 1897, 2–3. Zur Kritik am Schächten im 19. und 20. Jahrhundert vgl. Bernhard Kathan, Zum Fressen gern. Zwischen Haustier und Schlachtvieh, Berlin 2004, 61–62.
- 38 Zum Capitel „Schächten“, in: Wiener Fleischhauer- und Fleischselcher-Zeitung vom 9. 4. 1897, 2.
- 39 Ebd.
- 40 Zu den bekanntesten Vertretern eines christlich-pietistisch formulierten Tierschutzgedanken zählt der Theologe Christian Adam Dann. Vgl. Heike Baranzke, Würde der Kreatur? Die Idee der Würde im Horizont der Bioethik, Würzburg 2002, 223–244; Christian Adam Dann/Albert Knapp, Wider die Tierquälerei. Frühe Aufrufe zum Tierschutz aus dem württembergischen Pietismus, hg. v. Martin H. Jung, Leipzig 2002.
- 41 Antisemitische Vorwürfe blieben nicht allein auf die Form der Schlachtung beschränkt. Auch der Import von Fleischwaren nach Wien, die dann vor Ort verarbeitet werden sollten, stieß unter Wiener Fleischern auf erhebliche Kritik. Befürwortete das Wiener Marktamt eine verstärkte Fleischzufuhr aus hygienischen Gründen, lehnten Wiener Fleischer den Import mit demselben Argument ab und erklärten das importierte Fleisch aufgrund seiner Herkunft, vor allem Galizien und die Bukowina, für gesundheitlich bedenklich. Das vermeintliche Argument der Provenienz vermischte sich mit xenophoben und antisemitischen Stereotypen; das Fleisch aus dem Osten sei bedenklich, weil es die gesundheitlichen Verhältnisse dort ebenfalls seien. Obwohl Politiker und Beamte wie der Wiener Marktamtsdirektor Karl Kainz Fleischer dafür kritisierte, dass sie „das importirte Fleisch bei der Bevölkerung [...] discreditiren, indem sie dasselbe als ungesund und nicht ausgiebig bezeichneten und über die Provenienz desselben haarsträubende, eckelerregende Gerüchte austreteten“, bemerkte er zugleich: „In diesem Kronlande [Galizien] ist, wie so manches andere, auch der Vieh- und Fleischhandel ganz in den Händen der Juden. Da die Reinlichkeit im Allgemeinen kein Vorzug dieses Volkes ist, darf es keineswegs überraschen, dass dort bei der Schlachtung und Aufarbeitung der Thiere, bei der Theilung, Verpackung und Transportirung des zur Versendung bestimmten Fleisches zu den Aufgabestationen nicht mit der wünschenswerthen Reinlichkeit und Vorsicht zu Werke gegangen wird.“ Kainz, Die Fleischversorgung großer Städte, 196.

- 42 WStLA, Marktamt, Altregistratur der Marktamtsdirektion, A 2/1, 54, St. (3. Teil), T Sch. 54, Tierquälerei (Mappe 3), Zuschrift des Wiener Thierschutzvereines mit Abstellung der unzureichenden Thierquälereien, welche beim Ausladen der Kälber am Westbahnhof vorkommen, 14. 1. 1897, 1, unpag.
- 43 Vgl. Barański, Anleitung zur Vieh- und Fleischbeschau; Thier, in: Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universalexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 43, Leipzig/Halle 1745, Sp. 1333–1382, hier 1340; Lukasz Nieradzik, Die Ausgrenzung der Grausamkeit: Wiener Tierschlachtung im 19. Jahrhundert, in: Manfred Seifert (Hg.), Die mentale Seite der Ökonomie. Gefühl und Empathie im Arbeitsleben, Dresden 2014, 197–208, hier 201–203.
- 44 Diese Furcht vor einer moralischen Infektion zeigte sich im 19. Jahrhundert auch ganz stark in anderen Kontexten. Insbesondere in der Massenpsychologie war die Mysophobie, also die Angst vor Ansteckung, zum Erklärungsmodell für Gruppendynamiken geworden. Der geistige Ziehvater der Massenpsychologie Gustave Le Bon bezeichnete „Ideen, Gefühle, Erregungen, Glaubenslehren“ als Mikroben. Michael Gamper, Massen als Schwärme. Zum Vergleich von Tier und Menschenmenge, in: Eva Horn/Lucas Gisi (Hg.), Schwärme. Kollektive ohne Zentrum. Eine Wissensgeschichte zwischen Leben und Information, Bielefeld 2009, 69–84, hier 83–84.
- 45 Vgl. Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, Wie Kinder Schlachtens mit einander gespielt haben, in: Kinder- und Haus-Märchen, Bd. 1, 1. Aufl., Berlin 1812, 101–103, https://de.wikisource.org/wiki/Wie_Kinder_Schlachtens_mit_einander_gespielt_haben_%281812%29 (25. 10. 2015).
- 46 Vgl. Sigismund Eckstein, Bericht über die Heilresultate der animalischen Heilbäder im Gumpendorfer Schlachthause in Wien, in: Oesterreichische Zeitschrift für practische Heilkunde vom 7. 9. 1860, Sp. 577–583, hier 577.
- 47 Vgl. ebd., Sp. 578. Wie skurril die Existenz solcher Tierbäder heutzutage erscheinen mag, so zeigt der Glaube an die gesundheitsfördernde Wirkung von Fleisch und tierischen Stoffen eine bemerkenswerte historische Kontinuität. Ein alternatives Heilverfahren in der Humanmedizin stellt noch heute die umstrittene Frischzellentherapie dar, die durch die Injektion von tierischen Zellen eine belebende Wirkung verspricht. Vgl. Hans-Georg Hofer, Frischzellen-Fama. Paul Niehans und die westdeutsche Aufbaugesellschaft der 1950er Jahre, in: Nicholas Echsenbruch u. a. (Hg.), Arzneimittel des 20. Jahrhunderts. Historische Skizzen von Lebertran bis Contergan, Bielefeld 2009, 229–253.
- 48 Vgl. Eckstein, Bericht über die Heilresultate.
- 49 Julius Henricke, Bericht über Schlachthäuser und Viehmärkte in Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, England und der Schweiz, Berlin 1866, 23.
- 50 Eckstein, Bericht über die Heilsresultate, Sp. 582.
- 51 Virchow, Trichinenentdecker, in: Allgemeine Fleischer-Zeitung vom 9. 4. 1875, 38.
- 52 Rainer E. Wiedenmann, Tierbilder im Prozeß gesellschaftlicher Differenzierung. Überlegungen zu Struktur und Wandel soziokultureller Ambivalenzkonstruktion, in: Heinz Otto Luthe/Rainer E. Wiedenmann (Hg.), Ambivalenz. Studien zum kulturtheoretischen und empirischen Gehalt einer Kategorie der Erschließung des Unbestimmten, Opladen 1997, 185–221, hier 203.
- 53 Vgl. Margo DeMello, *Animals and Society. An Introduction to Human-Animal Studies*, New York 2012, 129–131; Noëlie Vialles, *Animal to Edible*, Cambridge 1994, 127.
- 54 Kathan, *Zum Fressen gern*, 64.
- 55 Zum Begriff des Speziesismus vgl. Richard D. Ryder, *Victims of Science. The Use of Animals in Research*, 2. Aufl., London 1983, 1–14.